

Brady Bowman (Hrsg.)

Darstellung und Erkenntnis

Beiträge zur Rolle nichtpropositionaler Erkenntnisformen
in der deutschen Philosophie und Literatur nach Kant

mentis
PADERBORN

Dieser Band entstand im Rahmen des an der Friedrich-Schiller-Universität Jena bestehenden Sonderforschungsbereichs 482 „Ereignis Weimar-Jena: Kultur um 1800“, Teilprojekt C13 „Heuristik im Spannungsfeld von Wissenschaft und Poesie“ (Teilprojektleitung: Gottfried Gabriel und Temilo van Zantwijk).

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier ISO 9706

© 2007 mentis Verlag GmbH
Schulze-Delitzsch-Str. 19, D-33100 Paderborn
www.mentis.de

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Printed in Germany
Einbandgestaltung: Anna Braungart, Tübingen
Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten

ISBN: 978-3-89785-560-1

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	7
<i>Brady Bowman</i> Einleitung des Herausgebers.....	9
<i>Christiane Schildknecht</i> „Ein seltsam wunderbarer Anstrich“? Nichtpropositionale Erkenntnis und ihre Darstellungsformen.....	31
<i>Peter L. Oesterreich</i> Vom Vernunftgerichtshof zum Weltgericht. Gerichtliche Metaphorik bei Kant und Hegel.....	45
<i>Ulrich Seeberg</i> Kants Vernunftkritik als Gerichtsprozeß.....	61
<i>Christoph Asmuth</i> Tun, Hören, Sagen. Performanz und Diskursivität bei J. G. Fichte.....	77
<i>Dietmar H. Heidemann</i> Monolog und Dialog in Fichtes <i>Bestimmung des Menschen</i>	95
<i>Helmut Hühn</i> Bilder des Lebendigen. Zur Erkenntnisfunktion der dichterischen „Mythe“ im Werk Hölderlins.....	117
<i>Pirmin Stekeler-Weithofer</i> Philosophische Dichtung: Hölderlins Mnemosyne.....	135
<i>Falk Bornmüller</i> Symbol und Erkenntnis. Anmerkungen zur Entwicklung des Symbolbegriffs um 1800.....	159

<i>Jonas Maatsch</i> Enzyklopädie als Darstellung der Philosophie. Novalis' Morphologie des Wissens.....	181
<i>Paul Ziche</i> Metaphern und Identität. Schellings Metaphern und die Darstellung philosophischer Identitätsstrukturen.....	195
<i>Jan Urbich</i> Darstellung und Reflexion. Zu Friedrich Schlegel und Walter Benjamin.....	211
<i>Astrid Urban</i> „... eine ganz formlose Form“. Das <i>Athenaeum</i> und die frühromantische Rezension	231
<i>Sebastian Urmoneit</i> Die Tendenz aller Instrumentalmusik zur Philosophie. Über Schlegels <i>Athenäums-Fragment</i> Nr. 444.....	241
<i>Birgit Rehme-Iffert</i> Zum Verhältnis von Logik, Hermeneutik und Poesie in Schleiermachers Philosophie.....	257
<i>Brady Bowman</i> 'Werden der Wissenschaft'. Gehalt und methodisches Ideal der Hegelschen Darstellungsform.....	271
<i>Tommaso Pierini</i> Darstellung und Subjektivität in Hegels systematischer Philosophie	283
<i>Temilo van Zantwijk</i> Heuristik zwischen propositionaler und nichtpropositionaler Erkenntnis. Fries und das Problem der Wahrscheinlichkeitsschlüsse	303
<i>Anna-Sophie Heinemann</i> Zum Begriff der ästhetischen Deutlichkeit bei Jakob Friedrich Fries.....	331
Die Autoren	345

Vorwort

Dieser Sammelband ist hervorgegangen aus der Tagung *Literarische Darstellungsformen der Philosophie im Umfeld von Romantik und Deutschem Idealismus*, die vom 26. bis 28. Januar 2006 auf dem nahe Jena gelegenen Alten Schloß Dornburg stattfand. Diese Veranstaltung wurde im Rahmen des Sonderforschungsbereichs 482 *Ereignis Weimar-Jena. Kultur um 1800* organisiert, und zwar im Zusammenhang mit dem von Gottfried Gabriel und Temilo van Zantwijk geleiteten Teilprojekt *Heuristik im Spannungsfeld von Wissenschaft und Poesie*. Die Tagung zielte darauf, die methodologische Frage nach der Beziehung zwischen (in einem weiten Sinn) literarischer Darstellungsform und philosophischem Gehalt im Kontext der nachkantischen deutschen Philosophie zu fokussieren. Worin bestehen die kommunikative Funktion, der systematische Anspruch und der Erkenntniswert der verschiedenen sprachlichen Darstellungsformen, welche philosophische Texte an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert charakterisieren? In welchem Zusammenhang stehen sie zu den eigenen darstellungstheoretischen Konzeptionen, die ihre Autoren leiteten?

Die Frage nach den Darstellungsformen der Philosophie in eben diesem Kontext zu stellen, liegt aus mehreren Gründen besonders nahe. Kants Idee einer transzendentalen Deduktion, die methodische ‚Geschichte des Selbstbewußtseins‘ bei Fichte und Schelling, Goethes Morphologie und Novalis' verwandte Konzeption einer neuen Enzyklopädistik, Hölderlins späte lyrische Großformen, Hegels spekulative Dialektik der ‚Begriffsbewegung‘ oder die darstellungstheoretische Neuentdeckung des Fragments und der Ironie durch die Brüder Schlegel sind – um nur einige Beispiele zu nennen – genuin neue Formen, die explizit zur Generierung und Darstellung philosophischer Einsichten entwickelt wurden und am Anfang einer intensiven Wirkungsgeschichte stehen, die sich sowohl in der Aneignung und Transformation jener Darstellungspraktiken als auch in deren hermeneutischer Reflexion bis in unsere philosophische Gegenwart erstreckt. Sich diesen Darstellungspraktiken als solchen in vergleichender Perspektive zuzuwenden, liegt also gewiß nahe – zumal ihre Erfinder selbst in einem netzwerkartigen Geflecht von Beziehungen zueinander standen, deren unbezweifeltes Zentrum die Universitätsstadt Jena bildete. Nachdem die mit Dieter Henrichs ‚Jena-Projekt‘ assoziierte Konstellationsforschung gezeigt hat, in welchem Maße die philosophische Gedan-

Paul Ziche (München)

Metaphern und Identität

Schellings Metaphern und die Darstellung philosophischer Identitätsstrukturen

I. „Frauen sind Blumen“ –

Metaphorische Prädikationen und die Revision der Klassifikationslogik

Daß man Frauen metaphorisch als Blumen bezeichnen kann, hat Goethe (auch wenn sein *Heideröslein* mit Vorliebe in Rosen-Züchter-Katalogen zitiert und damit der Metaphorik entkleidet wird) in aller Drastik ausgeführt, und Philipp Otto Runge hat, im erweiterten Horizont der Weimar-Jenaer Kulturereignisse, in allegorischer Absicht Mischwesen aus Frauen und Blumen geschaffen. Die Blume kann, wie Jean Pauls *Vorschule der Ästhetik* zeigt, noch als Metapher für die Metapher selbst dienen, und zwar nicht nur, um diesem Stilmittel den Rang eines mehr oder weniger filigranen Ornaments zuzuweisen, sondern auch, um ihre besondere Affinität zu Formen des Geistes sprachlich zu fassen (vgl. dazu unten, Abschnitt III). Bereits ein erstes Florilegium metaphorischer Blumen (hinzuzufügen wären sofort noch die Blumen, durch die man etwas sagen kann, die Blumen, die ein Glas Wein oder, wieder in einem anderen Sinn, ein Bier haben, ebenso wie eine blumige Rede oder die Stilblüte) zeigt, daß der metaphorische Blumengarten noch in ganz anderer Weise reichhaltig ist als die populärbotanische Ordnung ‚Blume‘. Die Vielfältigkeit auf der metaphorischen Ebene unterscheidet sich kategorial von derjenigen auf der botanischen, die Metapher ‚Blume‘ eignet sich nicht als klassifizierender Oberbegriff. Hierin liegt ein typisches Kennzeichen von Metaphern, das – ohne damit eine erschöpfende Definition des Phänomens Metapher geben zu wollen – im folgenden anhand der Blumen-Metapher weiter entfaltet sei. Die anti-klassifikatorische Funktion von Metaphern wird sich

dabei als ein Verbindungsglied zu philosophisch-poetologischen Diskussionen der Zeit um 1800 erweisen.

Ein aktuellerer Aufsatz zur Metaphernforschung vergleicht den Ausdruck „Frauen sind Blumen“, der sich unmittelbar als ein ungewöhnlicher und nur noch metaphorisch zu rekonstruierender zu erkennen gibt, mit dem Vergleichssatz „Veilchen sind Blumen“.¹ Die grammatische Struktur ist in beiden Fällen identisch; es handelt sich um die eines prototypisch eigentlichen Sprechens in einfachen Subjekt-Prädikat-Sätzen. Trotz dieser oberflächengrammatischen Entsprechungen sind die Differenzen offenkundig. Frauen scheinen keinesfalls im selben Sinne Blumen zu sein, wie das für Veilchen gilt. Deutlich wird das sowohl, wenn man nach den Grundlagen dieser Prädikationen in der Menge geteilter Eigenschaften fragt, als auch bei einem Vergleich der möglichen Quantitäten solcher Aussagen. Veilchen haben alle Eigenschaften von Blumen, sie stellen Spezialfälle der allgemeineren Ordnungskategorie ‚Blume‘ dar. Daher sind notwendigerweise alle Veilchen zugleich auch Blumen – mit Ausnahme einzig der metaphorischen Veilchen. Im Fall der Blume als Metapher ist es hingegen in gleicher Weise sinnvoll zu sagen: „Alle Frauen sind Blumen“, wie auch, was bei Veilchen unmöglich wäre, „Einige Frauen“ oder auch „Nur diese Frau“ seien Blumen.

Man kann diese Differenzen so zusammenzufassen, daß man „Veilchen sind Blumen“ als typischen Fall einer *Klassifikation* des spezielleren Begriffs bzw. des untergeordneten biologischen Taxons, also als deren Unterordnung unter einen allgemeineren Begriff, auffaßt. Die eindeutig bestimmten quantitativen und modalen Aspekte der klassifizierenden Aussage ergäben sich dann aus den Inklusionsbeziehungen zwischen den beiden Begriffsumfängen. Metaphorischen Aussagen fehlt diese Eindeutigkeit; sie können (so die Folgerung von Irène Tamba im genannten Aufsatz) eben nicht als Klassifikationen unter einen allgemeineren Begriff aufgefaßt werden. Eine solche, negativ bleibende, Unterscheidung verfehlt aber ein wichtiges Merkmal von Metaphern, das insbesondere bei deren poetischer Verwendung auffällt. Metaphern besitzen, bei aller modalen Freiheit im Hintergrund, kaum Spielräume, sie müssen sehr viel paßgenauer dem metaphorisch Bezeichneten auf den Leib geschrieben werden als übliche Beschreibungen, die immer weitere Präzisierungen, weiterführende Klassifikationen oder auch Abwandlungen erlauben. Beschreibungen können verfeinert werden, Metaphern müssen treffen. Im Sinne der Logik der Klassifikation ist es ebenso zutreffend (wenn auch

¹ I. Tamba, La femme est-elle une fleur comme le bleuet est une fleur? Métaphore et classification: les structures en „Le N1 est un N2“. In: N. Charbonnel, G. Kleiber (Hg.), *La métaphore entre philosophie et rhétorique*, Paris 1999, S. 207-235.

nicht im gleichen Grade informativ), Veilchen als Lebewesen wie als Blumen zu bezeichnen, während bei „Frauen sind Lebewesen“ der metaphorische Charakter von „Frauen sind Blumen“ sofort verlorengeht. Metaphorische Aussagen sind also in mancher Hinsicht, etwa hinsichtlich der Menge geteilter Eigenschaften² und, damit verbunden, hinsichtlich der Quantität und der modalen Strenge der resultierenden Urteile, unbestimmter, zugleich aber auch sehr viel enger festgelegt als klassifizierende Aussagen; sie fallen aus dem Muster einer Subordination des Besonderen unter das Allgemeine heraus, ohne dieses aber völlig zu destruieren, bereits deshalb, weil sie – anders als andere Tropen – immer noch dem Muster des gängigen Subjekt-Prädikat-Satzes gehorchen.

An dieser Stelle kann man, in voller Übereinstimmung mit philosophischen Bemühungen der Zeit um 1800, die Betrachtungsperspektive umkehren. An die Stelle der negativen Feststellung, Metaphern gehorchten eben einer anderen Logik als Klassifikationen, kann man umgekehrt die Frage stellen, ob ein Verständnis von Klassifikation, allgemeiner: vom Verhältnis zwischen Allgemeinem und Besonderem, in einer Weise entwickelt werden kann, die den paradigmatischen Fällen metaphorischer Prädikation gerecht wird. Die Suche nach Revisionen der Klassifikationslogik durchzieht die Diskurslandschaft der Zeit um 1800. Prominent wurde sie in den Auseinandersetzungen um ein natürliches System für Dinge der Natur erörtert – wiederum wäre Goethe ein besonders prominenter Vertreter der Debatte³ –, wodurch das damit ab-

² Wie John Searle in einem Aufsatz zum Thema Metapher zeigt, muß der metaphorisch verwendete Sachverhalt gar keine inhaltlich für das Funktionieren der Metapher relevanten Eigenschaften mit dem durch ihn bezeichneten Sachverhalt teilen (J. R. Searle, *Metaphor*. In: Ders., *Expression and Meaning. Studies in the Theory of Speech Acts*, Cambridge 1979 (u. ö.), S. 76-116). Dieser Befund kann allerdings verfeinert werden; denn auch für Searles Beispiel „Sally is a block of ice“ lassen sich geteilte Eigenschaften angeben (etwa: Kälte, Härte, Disposition zum Schmelzen), die aber wieder nur in metaphorischer Weise von Sally prädiert werden können. Metaphern scheinen also – wieder im Sinne eines signifikanten, aber nicht notwendigen oder erschöpfenden Kriteriums – auf neuartige, außerhalb metaphorischer Prädikationen nicht anzutreffende Eigenschaften zu führen. Ein Fregesches Beispiel für die Bildung solcher neuer Eigenschaftstypen diskutiert P. Ziche, *Abstrakte Metaphern und anschauliche Begriffe. Indirekte Darstellung, Kants „Regeln der Reflexion“ und die Funktion von Metaphern in der Philosophie*. In: *Philosophisches Jahrbuch* 112 (2005), S. 395-410.

³ Ein früher Beleg anlässlich seines Besuchs im botanischen Garten von Padua 1786: „Hier in dieser neu mir entgegen tretenden Mannichfaltigkeit wird jener Gedanke immer lebendiger: daß man sich alle Pflanzengestalten vielleicht aus Einer entwickeln könne. Hiedurch würde es allein möglich werden, Geschlechter und Arten wahrhaft zu bestimmen, welches, wie mich dünkt, bisher sehr willkürlich geschieht.“ (J. W. v. Goethe, *Italiänische Reise*. In: *Weimarer Ausgabe*, Bd. I, 30, Weimar 1903, S. 89f.); zum Zusammenhang von Goethes Methodenkonzeption mit Themen der nachkantischen

wertend als künstlich apostrophierte System herkömmlicher naturhistorischer Klassifikation ersetzt werden sollte. Mit Kants Einsetzung eines notwendigen Zusammenwirkens von Begriff und Anschauung in jedem Erkenntnisakt anstelle eines deduktiven Systems logisch abgeleiteter Lehrsätze oder einer Hierarchie bloßer Begriffe werden in der Philosophie herkömmliche Muster von Klassifikation bereits in den Anfängen des deutschen Idealismus überwunden. Eine Konvergenz solcher Revisionen subordinierender Klassifikation mit den Grundstrukturen metaphorischen Sprechens würde es gestatten, philosophische Grundgedanken dieser Zeit und metaphortheoretische Überlegungen einander wechselseitig beleuchten zu lassen.⁴

Die am Beispiel der Blumenmetapher zu beobachtenden Freiheiten metaphorischer Prädikation lassen ein weiteres wichtiges Merkmal von Metaphern erkennen. ‚Man kann‘ Frauen als Blumen bezeichnen – einen Zwang hierzu gibt es nicht. Andere Metaphern, auch die Umkehr der Übertragungsrichtung (in Form der wiederum metaphorischen Äußerung „Blumen sind Frauen“) oder der Verzicht auf Metaphern sind ebenfalls möglich, während in der Subsumtionslogik die einzig verfügbaren Alternativen in einem schrittweisen Auf- oder Abstieg zu mehr oder weniger weiten Oberbegriffen besteht. Novalis bringt diese Freiheit des Metaphorisierens am Anfang der *Lehrlinge zu Saïs* zum Ausdruck: „Bald waren ihm die Sterne Menschen, bald die Menschen Sterne, die Steine Thiere, die Wolken Pflanzen“.⁵ Trotz ihrer Vielfältigkeit und Umkehrbarkeit bleiben metaphorische Prädikationen, wie dieselbe Betrachtung lehrt, an eine strikte Voraussetzung gebunden. Nur unter der Bedingung nämlich, daß man überhaupt Prädikationen formuliert, können sich Metaphern bilden. Wieder belegt Novalis diese Idee prägnant, indem

Philosophie vgl. E. Förster, Die Bedeutung von §§ 76, 77 der *Kritik der Urteilskraft* für die Entwicklung der nachkantischen Philosophie. In: Zeitschrift für philosophische Forschung 56 (2002), S. 170-190 (Teil I), hier S. 321-345 (Teil II).

⁴ Interessant wären in diesem Zusammenhang unabhängige Argumente dafür, daß metaphorisches Sprechen tatsächlich zur Grundstruktur von Sprache gehört. Hierzu finden sich gleich mehrere, historisch weit gestreute Ansätze, die hier nicht verfolgt werden können: Der Zusammenhang von Metaphern und Ursprache bei Herder, Metaphern als Mechanismus von Sprachbildung bei Nietzsche, I. A. Richards' Beobachtung zur Metapher als „allgegenwärtige[m] Prinzip der Sprache“ (I. A. Richards, *Die Metapher* [1936]. In: A. Haverkamp (Hg.), *Theorie der Metapher*, Darmstadt 1996, S. 31-52, hier S. 33) oder Derridas einschlägige Theorien; unter anderen Vorzeichen: Donald Davidsons Assimilation der semantischen Bedingungen metaphorischen und eigentlichen Sprechens (bei einer Unterscheidung beider Sprachformen auf der Ebene der Pragmatik).

⁵ Novalis, *Die Lehrlinge zu Saïs*. In: Ders., *Schriften*, hg. v. P. Kluckhohn u. R. Samuel, Bd. 1, Stuttgart 1977, S. 80.

er dem Akt des Anredens zunächst unbelebter Natur eine subjekt-erweckende Kraft zuschreibt: „Wird nicht der Fels ein eigenthümliches Du, eben wenn ich ihn anrede?“⁶ Damit unterliegen Metaphern, bei aller ihnen innewohnenden Freiheit, zwei sehr starken Bedingungen: Der im poetischen Sprachgebrauch verbürgten besonderen Spezifität des Metaphorischen (andere Metaphern sind möglich – aber jede Metapher muß völlig stimmig sein) und der Grundstruktur der Prädikation als Grundform sprachlicher Akte überhaupt. Bereits diese Bedingungen restringieren metaphorischen Sprachgebrauch so stark, daß er weit von jeder bloß spielerischen Beliebigkeit entfernt ist. In der Folge werde ich entlang der vorgestellten Merkmale des Metaphorischen zu zeigen versuchen, daß Metaphern um 1800 tatsächlich ein sprachliches und gedankliches Instrument darstellten, das in präziser Weise gerade auf philosophisch-wissenschaftliche Erkenntnisideale und Exaktheitsbestrebungen bezogen ist.

II. „Du schaust nie etwas anderes an als Begriffe“ – Metaphorische Prädikation und die Logik der Identitätsphilosophie

Genau im Vorwurf der Beliebigkeit eines bloß analogischen oder bloß metaphorischen Verbindens heterogener Elemente, ausgedrückt in Sprachformeln mit großer formaler Entschiedenheit, aber völliger Beliebigkeit in der Zusammenstellung und Verbindung von Subjekten und Prädikaten, bestand von Anfang an der wichtigste Einwand gegen die philosophischen Texte aus dem Umkreis von Idealismus und Romantik, ein Vorwurf, der auch innerhalb dieser Forschergruppe etwa von Hegel gegen Schelling („Phantasterei nach Analogien“⁷) lanciert wurde. Dieser Vorwurf greift insbesondere solche Formulierungen der damaligen Naturphilosophie an, die genau den Formmerkmalen metaphorischer Aussagen, soweit sie bislang entwickelt wurden, entsprechen. Zwei Beispielsätze aus Schellings *Darstellung meines Systems der Philosophie* von 1801 seien zitiert: „Das Thier ist in der organischen Natur das Eisen, die Pflanze das

⁶ Novalis, *Lehrlinge*, S. 100.

⁷ G. W. F. Hegel, *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse* [1830]. In: Ders., *Gesammelte Werke*, hg. v. W. Bonsiepen u. Ch. Lucas, Bd. 20, Hamburg 1992, S. 246, S. 236.

Wasser.“ Oder: „Der chemische Proceß [...] ist der Uebergang von Sauer- und Wasserstoff [...] zur absoluten Indifferenz, d. h. zum Wasser.“⁸

Beide Beispiele gehorchen der schlichtesten Subjekt-Prädikat-Struktur, die denkbar ist. Ihr verstörender Charakter liegt darin, daß diese grammatische Schlichtheit dazu dient, Begriffe unterschiedlichen Allgemeingrades (wie ‚absolute Indifferenz‘ und ‚Wasser‘) oder Begriffe aus unterschiedlichen Klassifikationssystemen (wie anorganische Elemente und organische Lebewesen) in Form eines Realzusammenhangs zu verbinden. Scheinbar allzu Allgemeines wird auf – in dieser Zusammenstellung – allzu Konkretes bezogen und mit diesem formal gleichgesetzt. Diese Verbindung von Heterogenem, die in einer eindeutig metaphorischen Aussage vom Typ „Frauen sind Blumen“ kaum Anstoß erregen kann, wird in ihrer philosophischen Verwendung nicht nur zu einem reflexionsfördernden Stolperstein – wie die übliche Metapher –, sondern zu einer ernstlichen Gefahr für die argumentative Stringenz des Textganzen. Entweder das Tier oder das Eisen oder aber beide dürfen im obigen Zitat nicht im üblichen Sinn genommen werden, andererseits beansprucht eine naturphilosophische Aussage dieser Form aber, eine im strengsten Sinne naturwissenschaftliche Aussage zu treffen. Eine Lösung könnte darin bestehen, die Formulierung „Das Thier ist in der organischen Natur das Eisen“ als Analogieaussage zu lesen („Das Tier verhält sich in der bzw. zur organischen Natur wie das Eisen in der bzw. zur anorganischen“), womit zu neuartigen, relationalen Eigenschaften übergegangen und Natur, ganz im Sinne der Naturphilosophie Schellings, von einer Ansammlung von Produkten zu einem Gefüge von Relationen würde. Allerdings muß der Rückschluß auf Tier bzw. Eisen möglich bleiben; Schelling möchte – ebensowenig wie Hegel – einfach zu einer abstrakteren Ebene Zuflucht nehmen, auf der jegliche Spezifikationen verschwinden. Zudem verweigern sich Formulierungen wie die zitierten durch ihre Sprachform der Auflösung in Analogien; man könnte sie sogar als Formen absoluter

⁸ F. W. J. Schelling, *Darstellung meines Systems der Philosophie* [1801]. In: Ders., *Sämtliche Werke*, Bd. I, 4, Stuttgart 1859, § 157, S. 211; § 129, S. 197. Zwei Bemerkungen sind erforderlich: Signifikante Beispiele für diese Sprachform sind bei Schelling gar nicht einfach zu finden, sie treten erst an einer relativ fortgeschrittenen Systemstelle auf, wo allgemeine Überlegungen in naturphilosophischer Absicht auf Konkretes spezifiziert werden; und: Schelling setzt eine Vielzahl von Spezifizierungen solcher Identitätsformeln durch Perspektivenindizes ein (z. B. Schelling, *Darstellung*, § 100, S. 175: „Das Licht *seinem Wesen nach betrachtet* ist die absolute Identität“, Hervorhebung P. Z.); vgl. auch den ausdrücklichen Hinweis auf den „Gleichnis“-haften Charakter einer allerdings formal metaphorisch auftretenden Formulierung (Schelling, *Darstellung*, Anm. zu § 95, S. 167).

Metaphorik bezeichnen, in der überhaupt nicht mehr entscheidbar ist, welcher Terminus eigentlich und welcher uneigentlich gebraucht wird.

Schelling unternimmt zunächst alles, um diese Schwierigkeiten auf die Spitze zu treiben: Er spricht von einer ursprünglichen „Identität“,⁹ die sich in verschiedenen Ausprägungen in diesen Aussagen durchhält, obwohl solche Sätze die aus heutiger, formallogischer Sicht zu fordernden Kriterien einer Identitätsaussage eindeutig verletzen. Metaphorische Prädikationen dieser Art sind im strengen Sinne keine Identitätsaussagen; die Kopula in „Frauen sind Blumen“ bzw. „Das Tier ist das Eisen“ bezeichnet nicht die Identitätsrelation der modernen Logik, da deren Merkmale, etwa die Substituierbarkeit von Subjekt und Prädikat *salva veritate*, offensichtlich verletzt sind. Man muß im Gegenteil betonen, daß die Kopula bei Schelling für eine Relation steht, die sich programmatisch von der Logik formaler Identität entfernt. In der zitierten Novalis-Passage heißt es entsprechend vom Lehrer: „Er freute sich, Fremdlinge zusammen zu bringen“,¹⁰ also Verbindungen zwischen Partnern zu stiften, die eben nicht qua formaler Identität zusammengehören. Metaphorische Prädikationen verbinden ein Subjekt mit einem notwendig andersartigen Prädikat, gehorchen also – in der Formalisierung der idealistischen Philosophen – dem Muster der Aussage ‚A=B‘. Die klassischen Merkmale von Identitätsaussagen wie Substituierbarkeit *salva veritate* dürfen gar nicht erfüllt sein, wenn es sich um eine Metapher handeln soll.

Die Aussageform ‚A=B‘ als notwendige Grundlage von Sprache überhaupt und zugleich als Abfall von einer absoluten Identität steht im Zentrum der idealistischen Philosophie der Jahre um 1800. Schellings Philosophie dieser Zeit, die er in der genannten *Darstellung* präsentiert, läßt sich programmatisch als „Identitätsphilosophie“ bezeichnen, ausgehend von der ebenso bei Fichte zu findenden und nun auch formal eine Identität formulierenden Formel des ‚A=A‘, die bei Schelling etwa für das „Absolute“ steht.¹¹ Eine solche absolute Identität kann aber nur in der Form ‚A=B‘, also als Identität Differenter, tatsächlich existieren oder zur Erscheinung kommen.¹² Nur in dieser Form werden kausale Abhängigkeiten zwischen Objekten oder ein erkennendes Gegenüber-treten von Subjekt und Objekt denkbar. Die in der Kopula ausgedrückte Identifizierbarkeit repräsentiert die ursprüngliche Identität, die in der Relation von A und B zur Erscheinung kommt oder umgekehrt in dieser

⁹ Schelling, *Darstellung*, § 6ff., S. 117.

¹⁰ Novalis, *Lehrlinge*, S. 81.

¹¹ Schelling, *Darstellung*, § 2 und 4, S. 115-117.

¹² Schelling, *Darstellung*, § 23, 37, 44.

Relation, trotz des oberflächlichen Eindrucks disparater Endlichkeit, aufgefunden oder, mit Schellings Terminus, durch „Konstruktion“ aufgewiesen werden kann.

Schelling hat ein starkes erkenntnistheoretisches Argument für die konkrete Bedeutsamkeit dieser zunächst reichlich formalistischen Überlegung. In jedem Akt des Erkennens, in jedem Wissen kommen, ganz im Sinne der klassischen Adäquatio-Theorie ebenso wie im Sinne der aktuellen Erkenntnistheorie, subjektive und objektive Bestimmungen überein, ohne daß einer von beiden Bestimmungstypen ein Primat erhalten darf.¹³ Wenn ein Subjekt etwas weiß, dann tritt es in eine adäquate Relation zu einem Objekt – diese Adäquatheit darf jedoch nicht exklusiv nach einer der beiden naheliegenden, aber einseitigen Lesarten (rein realistisch vom Objekt zum Subjekt, rein idealistisch vom Subjekt zum Objekt) verstanden werden. Es ist diese Gleichrangigkeit zweier entgegengesetzter epistemologischer Theorien, wofür die noch in ‚A=B‘ residual zu findende Identität ‚A=A‘ steht. Subjekt und Objekt werden gleichberechtigt, ihre Relation hat das wesentliche Kennzeichen der Symmetrie, keine der beiden Seiten ist der anderen – etwa hinsichtlich der Allgemeinheit – übergeordnet, es geht nicht um eine Subsumtion unter Allgemeineres oder eine Spezifikation auf Besonderes, auch nicht um eine Substituierbarkeit *salva veritate*, ebensowenig wie um schlußlogische Relationen. Offenkundig gehorchen Metaphern einer ganz ähnlichen Logik: Frauen und Blumen stehen nicht in einer Relation gegenseitiger Über- oder Unterordnung. Obwohl Schelling selbst in seiner *Philosophie der Kunst* von Metaphern pejorativ spricht und sie „mehr der Rhetorik“, nicht der Poesie zuordnet,¹⁴ werden also in seiner identitätsphilosophischen Behandlung der Formel ‚A=B‘ zentrale Aspekte der Logik des Metaphorischen entwickelt. Wie aber sind die Relationen, die hierbei an die Stelle von Subsumtion, Schlüssen oder Ersetzbarkeit treten, aufzufassen?

Die Symmetrie der beiden Seiten entfaltet sich vor dem Hintergrund einer eindeutig linear ausgerichteten Hierarchie, in der die absolute Identität einen absolut ausgezeichneten Platz beansprucht. Dennoch bleiben Symmetrie und Differenz unumgänglich; sie gehören für Schelling zur

¹³ Vgl. F. W. J. Schelling, *System des transscendentalen Idealismus* [1800]. In: Ders., *Historisch-kritische Ausgabe*, Bd. I, 9, 1, hg. v. H. Korten u. P. Ziche, Stuttgart-Bad Cannstatt 2005, S. 29.

¹⁴ F. W. J. Schelling, *Philosophie der Kunst*. In: Ders., *Sämtliche Werke*, Bd. I, 5, Stuttgart 1859, S. 638f.; vgl. auch ders., *Philosophie der Offenbarung*. In: Ders., *Sämtliche Werke*, Bd. II, 3, Stuttgart 1858, S. 328, wo Schelling im Zusammenhang mit trinitätstheologischen Überlegungen „metaphorisch“ für „bloß uneigentlich“ gebraucht.

Grundstruktur unserer Sprache, die ihre Nutzer damit bereits davor absichert, bloß stereotyp die ursprüngliche Einheit immer zu repetieren. Die Identität selbst – hier konkret als zeitlose Ewigkeit verstanden – entzieht sich der sprachlichen Erfäßbarkeit, wie Schelling in seinem Dialog *Bruno* von 1802 klar sieht. Dieser Text verdankt sich nicht zuletzt einer intensiven Sprachreflexion und der erneuten Lektüre Jacobis, also eines Autors, der in seinen sprachlichen Mitteln, so Schelling, mit Platon selbst geistesverwandt ist.¹⁵ Den Möglichkeiten sprachlichen Ausdrucks für die philosophischen Grundbegriffe der Identitätsphilosophie kommt in diesem Text besonderes Gewicht zu: „Die Natur indeß jenes Ewigen an und für sich selbst durch sterbliche Worte auszudrücken ist schwer, da die Sprache von den Abbildern hergenommen und durch den Verstand geschaffen ist.“¹⁶ Wie soll man aber dann noch eine Gegensatzlosigkeit zum Ausdruck bringen – wenn das Muster aller konkreten Existenz, damit auch aller Sprache, das ‚A=B‘ ist? Scheitert hier nicht Sprache schlechthin? Schelling entwickelt einen ersten Vorschlag, der eine solche Sprachgefährdung unausweichlich scheinen läßt und sogar als theoretische Rechtfertigung für das romantische Interesse an Paradoxa dienen kann:

Wer daher den Ausdruck fände für eine Thätigkeit, die so ruhig wie die tiefste Ruhe, für eine Ruhe, die so thätig wie die höchste Thätigkeit, würde sich einigermaßen in Begriffen der Natur des Vollkommensten annähern.¹⁷

In ganz ähnlicher Weise schlägt er vor, eine „unendliche“ „Endlichkeit“ als einzig mögliches Korrelat zur „Unendlichkeit“ des Begriffs zu konzipieren.¹⁸ Man müßte also über die nicht-identische Struktur in ‚A=B‘ versuchen, zur Identität zu kommen, oder man müßte, wie Friedrich Schlegel für die romantische Ironie fordert, im Paradox eine eigentliche Aussagemöglichkeit für das eigentlich Undarstellbare sehen.¹⁹

Als elementare Folgerung ergibt sich, daß eine solche Sprache nicht mehr in einzelnen Worten Verständlichkeit beanspruchen kann, sondern notwendig Prädikationsstrukturen fordert; noch Hegels spekulativer Satz

¹⁵ F. W. J. Schelling, *Vom Ich als Princip der Philosophie* [1795]. In: Ders., *Historisch-kritische Ausgabe*, Bd. I, 2, hg. v. H. Buchner u. J. Jantzen, Stuttgart-Bad Cannstatt 1980, S. 146.

¹⁶ F. W. J. Schelling, *Bruno oder über das göttliche und natürliche Princip der Dinge. Ein Gespräch* [1802]. In: Ders., *Sämtliche Werke*, Bd. I, 4, Stuttgart 1859, S. 302.

¹⁷ Schelling, *Bruno*, S. 305.

¹⁸ Schelling, *Bruno*, S. 248.

¹⁹ Vgl. F. Schlegels *Lyceums-Fragment* Nr. 48: „Ironie ist die Form des Paradoxen. Paradox ist alles, was zugleich gut und groß ist.“ (F. Schlegel, *Kritische Ausgabe*, Bd. I, 2, hg. v. H. Eichner, München 1967, S. 153)

(also seine Beobachtung, daß bereits in einem so schlichten Satz – oder gerade in einem so schlichten? – wie „Gott ist das Seyn“ das Subjekt, Gott, im Prädikat, Sein, „zerfließt“ und also nicht durch letzteres erläutert wird, sondern – gegen die Intention dessen, der diesen Satz äußert – im Prädikat verschwindet²⁰) exemplifiziert eine derartige Strategie. Wieder findet sich im metaphorischen Sprechen eine direkte Entsprechung: Ein einzelnes Wort kann nie Metapher sein, zu einer solchen wird es nur durch einen Kontext, in dem es in auffallend spannungsvoller Weise in typischen ‚A=B‘-Prädikationen verwendet wird.

Dieser Nachweis immanenter Paradoxalität in unseren Prädikationen führt Schelling jedoch nicht (genausowenig wie Hegel) zu einer Sprachskeptis. Schelling analysiert vielmehr grundlegende Akte unseres Erkennens, gerade auch des wissenschaftlichen Erkennens, genau als Realisierungen einer solchen widersprüchlichen Struktur. Im *Bruno* baut er eine großangelegte Argumentationskette auf, in der er die Strukturgleichheit der Verhältnisse zwischen Anschauen und (begrifflichem) Denken, dingbezogener Endlichkeit und begrifflicher Unendlichkeit oder Allgemeinheit, konkretisierender Differenz und verallgemeinernder Indifferenz nachzuweisen sucht.²¹ Hatte er einen Begriff von „unendlicher Endlichkeit“ gefordert, so kann er nun nach der Entsprechung zu dieser scheinbar notwendigen Widersprüchlichkeit im Verhältnis von Anschauung und Denken suchen. Er fordert dazu ganz unverfänglich auf, du mögest „nur dich selbst fragen, was du eigentlich anschaust, wenn du sagst, daß du [...] eine Pflanze anschaust?“²² Schelling greift einen Begriff auf, der zum Kontext der Blumenmetapher gehört, den der „Pflanze“, um ihn diesmal aber, jedenfalls zunächst, völlig unmetaphorisch zu verwenden. Nichts könnte selbstverständlicher sein als die Betrachtung einer Pflanze, und kaum eine Aussage besitzt größere Entschiedenheit als die entsprechende Äußerung „Ich sehe eine Pflanze“.

Schelling stellt anhand dieser Äußerung eine Frage, die aber nicht, wie man leicht überlesen könnte, problematisiert, was man beim Anschauen tut, sondern – ganz im Sinne der eingangs vorgelegten Meta-Forderung nach einer Versprachlichung, in der erst metaphorische Strukturen auftauchen – genau danach fragt, was man anschaut, wenn man etwas über die angeschaute Pflanze *sagt*, wenn man also eine Aussage über eine

²⁰ Das Beispiel findet sich in der Vorrede zu G. W. F. Hegel, *Phänomenologie des Geistes* [1807]. In: Ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 9, hg. v. W. Bonsiepen u. R. Heede, Hamburg 1980, S. 44.

²¹ Schelling, *Bruno*, S. 240ff; vgl. auch S. 251 zur Verknüpfung von Sein und Nicht-Sein, die nur als modallogische Möglichkeit-Wirklichkeit-Beziehung einzuholen sei.

²² Schelling, *Bruno*, S. 292.

bestimmte Anschauung formuliert. Diese zweistufige Operation nimmt nach Schelling eine überraschende Wendung; Schellings Antwort auf die Frage, was man hier anschaut, besteht in einer radikalen und verstörenden Insistenz auf einer unterliegenden Identität: „du schaust nie etwas anderes an als Begriffe“.²³ Diese Feststellung gilt unter der genannten Forderung, eine Aussage über die Anschauung zu treffen; hiermit ist also nicht notwendig mitgesetzt, daß es etwa auch in bloßer Deixis erforderlich wäre, Begriffe anzuschauen.²⁴ Man könnte vermuten, daß diese weitreichende Behauptung vom Allgemeinheitsgrad des Prädikats abhängt, daß sich also etwas grundsätzlich ändert in der Reihe folgender Anschauungen: Ich schaue eine Pflanze – eine Blume – ein Veilchen – dieses Veilchen an, wobei letztere Anschauung sozusagen den Rand des Begrifflichen markieren würde. Zunächst ist klar, daß auch die letztere Anschauung immer noch so analysiert werden kann, daß die möglichst begriffsfern bezeichnete Anschauung und ein Begriff zusammenfallen („ich schaue dieses da – folgt eine Beschreibung von räumlich angeordneten Farbflecken – als Veilchen an“). Eine solche Abstufung der Allgemeinheit der Prädikate, die wieder in eine Klassifikationslogik führen würde, ist jedoch nicht Schellings Argumentationsziel, ebensowenig wie Schelling einfach Kants Entdeckung von der Untrennbarkeit von Anschauung und Begriff im Erkennen bestätigen möchte. Schelling geht nicht von einem angeschauten Etwas aus, das dann in einem zweiten Schritt – sei diese Abfolge nun realgenetisch verstanden oder bei einer philosophischen Rekonstruktion von Erkenntnis eingeführt worden – als untergeordnet unter einen bestimmten allgemeineren Begriff aufgefaßt wird. Dieser Begriff selbst ist es vielmehr, der angeschaut werden soll, das paradigmatisch Allgemeine in der Sprache soll Gegenstand einer Anschauung werden; genauer: Es kann nicht nur unter besonders komplizierten Umständen philosophischer Blickwendung angeschaut werden, sondern in jeder Aussage des Typs ‚Ich schaue eine Pflanze an‘ werden sowohl Anschauung und Begriff verbunden oder wechselseitig notwendig füreinander erfordert als auch im Sinne der angeführten Identitätsoperationen identisch.

²³ Schelling, *Bruno*, S. 292.

²⁴ Vgl. frühere Passagen im *Bruno*, in denen Schelling Kants eben nur scheinbar weitreichende Entdeckung der Unabhängigkeit begrifflicher Aussagen über Dreiecke von der konkreten Anschauung eines empirischen Dreiecks kritisiert. Die Pointe von Schellings Gedankengang liegt nicht in einer derartigen Unabhängigkeit, sondern in der Möglichkeit, tatsächlich Begriffe anhand eines konkreten Falls anzuschauen, und zwar nicht nur in der Mathematik, sondern – in konsequenter Fortführung seiner Erweiterung von Kants Konstruktionsbegriff – auch in allen anderen Erkenntnisreichen.

In einer solchen Aussage gibt es keinen Spielraum; nichts könnte (unter normalen Umständen) bestimmter sein als die Aussage „Ich schaue eine Pflanze an“. Eine solche Aussage ist (trotz der Möglichkeit, auch zu sagen „Ich schaue eine Blume, ein Veilchen... an“) der Beliebigkeit enthoben – zugleich steht sie für alle Charakteristika, die Schelling in ‚A=B‘-Prädikationen entdeckt. Es handelt sich um mehr als um eine inseparable Verbindung von zunächst für heterogen gehaltenen Aspekten; die bewusst paradox gehaltene Formulierung, man schaue in derartigen alltäglichen Beispielaussagen Begriffe an, weist gerade den Versuch der Unterscheidung in selbständige Elemente zurück. Dennoch liegt kein triviales Zusammenfallen vor; bereits die Mehrstufigkeit des Erkenntnisganges, die zur Einsicht in die Anschaulichkeit von Begriffen führt, ebenso wie der durchgängig beibehaltene Anspruch auf wissenschaftliche Erarbeitung und Absicherung der erzielten Aussagen wenden sich gegen das Modell bloßer momentaner Inspiration. In diesem Zusammenfallen von mühsam errungener Verbindung und irreduzibler Passung erfaßt eine solche Rekonstruktion elementarer Aussagen wesentliche Elemente des Metaphorischen; die Formel des ‚A=B‘ erweist sich in der Tat als Bindeglied zwischen der Struktur der Metapher und Schellings Erkenntnisbegriff.

Wenn man Begriffe tatsächlich in dieser Weise anschauen kann, ergeben sich weitreichende methodische Folgerungen. Aus „jener relativen Gleichheit und Entgegensetzung des Endlichen und Unendlichen“²⁵ ergibt sich für Schelling die Möglichkeit, die „Gesetze sonach alles Endlichen“ in voller Allgemeinheit „ein[zu]sehen“. Schelling integriert damit Grundbegriffe wissenschaftlichen Erkennens (Gesetze; Einsehen in voller Allgemeinheit) in seinen Argumentationsgang. Gesetze werden also „eingesehen“ und nicht etwa in einem deduktiven Gang bewiesen, ohne daß hierin eine besondere, mystische Fähigkeit des Einsehens gedacht wäre, die die normalen Erkenntnismöglichkeiten übersteigen würde.²⁶ Diese Verbindung von epistemisch differierenden Ebenen kann durch die von Schelling hier gegen Kant ins Spiel gebrachte intellektuelle Anschauung umschrieben werden. Umgekehrt gilt aber auch, daß jeder Beweis eines allgemeinen Gesetzes die Spezifität der Anschauung einer Pflanze besitzen muß, also seinerseits nicht in einer bloß abstrakten Allgemeinheit sich bewegen darf. Mit der Möglichkeit, Begriffe anzuschauen, fällt eine strikte Abstufung nach Ebenen der Besonderheit bzw. Allgemeinheit. Hieraus wiederum lassen sich Folgerungen insbesondere für Metaphern in der

²⁵ Schelling, *Bruno*, S. 260.

²⁶ Vgl. auch die Ausführungen im *Bruno* zur Einzelheit, die sogar – mit dem von Kant übernommenen und bei Schelling wiederholt betonten kennzeichnenden Merkmal eben des Begriffs – als eine „Regel“ dienen kann (Schelling, *Bruno*, S. 328).

Philosophie ziehen, die ebenfalls nicht, wie im folgenden Abschnitt an einem Hegel-Beispiel gezeigt wird, eindeutig auf einem anschaulich-begrifflich- (oder besonders-allgemein-) Gradienten anzuordnen sind.

III. Die „kleine poetische Blume, die Metapher“ – Metaphern zwischen Beweis und Bildlichkeit

Metaphern gehören zu den poetischen Grundoperationen, mit denen eine romantische Verzauberung der Welt erreicht werden kann. Zugleich aber sind in der Auffassung Schellings Strukturen der Sprache überhaupt engstens mit solchen des beweisenden Denkens verbunden und weisen zugleich wesentliche Merkmale des Metaphorischen auf.²⁷ Die Weise, wie der Zusammenhang von Metaphern und Beweisen genau verstanden wird, eignet sich dabei – und das bestätigt diesen Zusammenhang noch – zur Klassifikation relevanter philosophisch-poetologischer Positionen. So kann gezeigt werden, daß ein derart metaphorisch dicht formulierender Autor wie Jean Paul in seiner Metapherntheorie eine deutlich anti-idealistische Position vertritt, die mit seiner sonstigen Schelling-Kritik unmittelbar zusammenhängt. Auch für Jean Paul kann eine metaphorische Benennung mit Beweisen in Zusammenhang gebracht werden, genauer: Sie kann als „verkleinerte Wiederholung eines Beweises“²⁸ dienen. Daß man der Metapher – in einer neuen metaphorischen Verwendung von ‚Blumen‘ – den ‚Namen‘ „kleine poetische Blume“ geben kann, wiederholt für Jean Paul in verkürzter Form eine wohlbegründete Erläuterung des Wesens der Metapher, das auf einer Ähnlichkeit zwischen den Verhältnissen Geschmack-Geruch, Frucht-Blume, Körper-Geist beruhe. Da für ihn Metaphern „Brotverwandlungen des Geistes“ sind, können sie aufgrund dieser – über den Geruch vermittelten – Ähnlichkeit von Blumen und Geistigem ihrerseits als „Blumen“ benannt werden. In diese Betrachtung gehen zwei wesentliche Voraussetzungen ein, die der Metapher sehr viel engere Grenzen ziehen als das etwa im Anschluß an die diskutierten

²⁷ Vgl. in diesem Zusammenhang auch O. Marquard, *Transzendentaler Idealismus – Romantische Naturphilosophie – Psychoanalyse* (= Schriftenreihe zur philosophischen Praxis 3), Köln 1987, S. 182, zum speziellen Zusammenhang von Naturphilosophie mit ästhetischen Fragestellungen.

²⁸ J. Paul, *Vorschule der Ästhetik nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Parteien der Zeit* [1804]. In: Ders., *Werke*, Bd. 5, hg. v. N. Miller, München 1980, § 49, S. 183.

Überlegungen Schellings der Fall wäre:²⁹ zum einen die Fundierung der Metapher in einer Ähnlichkeitsrelation, zum anderen eine eindeutige Übertragungsrichtung vom Geist zum Körper. Letzteres verfolgt Jean Paul im § 50 der *Vorschule der Ästhetik*: Körperlich Reales, und damit eben auch treffende Metaphern, sind sehr viel schwerer zu schaffen als Geistiges, strikt genommen kann dieses gar nicht von uns geschaffen werden. Diese Wertschätzung des Körperlichen, diese eindeutige Richtung vom Geistigen zum Körperlichen in der Metapher, spricht Jean Pauls realistische Grundhaltung klar aus und grenzt ihn eindeutig von den idealistischen Autoren ab.³⁰ Wie läßt sich im Gegenzug eine idealistische Theorie des beweisenden Charakters von Metaphern formulieren?

Bei Schelling ist die Prädikation nach dem Muster ‚A=B‘, das der Metapher zugrunde liegt und umgekehrt die Struktur des Metaphorischen widerspiegelt, bereits selbst der Beweis; es besteht keine Notwendigkeit, wie bei Jean Paul, hier ein abschwächendes Deminutivum einzufügen. Gerade die Aufhebung einer solchen Gegenüberstellung und Richtungsangabe im Verhältnis von Geist und Körper wird für Schelling zur Grundlage eines „Einsehens“ der Gesetze. Novalis faßt diese Aufhebung hierarchischer Stufungen in eine bemerkenswerte chiasmatische Verschiebung im Verhältnis von unmittelbarer Anschauung und mühsam erarbeitetem Beweis. Ein „lebendige[r] Beweis seiner abstrakten Sätze“³¹ gelingt, den *Lehrlingen zu Saïs* zufolge, gerade demjenigen Forscher, der sich als ganz empirischer Naturforscher ins einzelne Phänomen in strikter Isolation, also unter Aufhebung des lebendigen Naturzusammenhangs, vertieft. Trotz der eigentlich naturwidrigen Isolation werden seine Resultate mit dem „System des [gemeint: des ganzheitlich ansetzenden] Denkers“ übereinstimmen, ebenso auch mit den Erleuchtungen der in der Folge gefeierten, inspirierten, in einem ekstatischen Liebesverhältnis zur Natur stehenden „liebenden Kinder“. Alle diese Erkenntnisverfahren scheint Novalis unter den einen Terminus der „Beschauung“ zu fassen,³² den er in einer seiner schellingschsten Passagen durch

²⁹ Eine weitere Einschränkung ergibt sich daraus, daß in Jean Pauls Tropologie die Metapher zur Domäne des „bildlichen Witzes“ (J. Paul, *Vorschule*, § 49f.) gehört und damit an ein sehr viel engeres Verständnis von Anschaulichkeit gebunden wird als bei Schelling.

³⁰ Zu Jean Pauls Einordnung in eine realistische Gegenströmung des Idealismus vgl. den editorischen Bericht zu Schelling, *System*, Bd. I, 9, 2, S. 33-41.

³¹ Novalis, *Lehrlinge*, S. 103.

³² Novalis, *Lehrlinge*, S. 101. Mit demselben Terminus operiert Goethe in der zitierten Passage der *Italiänischen Reise*. [Anmerkung des Herausgebers: Zu Novalis' Konzeption einer enzyklopädisch verfahrenen Morphologie des Wissens vgl. den Aufsatz von J. Maatsch in diesem Band.]

„schaffende Betrachtung“, „Hervorbringen und Wissen in der wundervollsten Wechselverbindung“ und die Ermöglichung einer eigentlichen Naturgeschichte, die zugleich Theorie sei, bestimmt.³³

Dieser methodische Chiasmus entspricht genau der Symmetrie, die Schelling in den Grundprädikationen des ‚A=B‘-Typus entdeckte. Die Jean-Paulsche Verniedlichung fällt weg; Schelling und Novalis sehen hier keine „verkleinerte Wiederholung“, sondern die Grundstruktur des Beweisens schlechthin. Als wichtige Folgerung ergibt sich, daß Metaphern nicht einfach der Veranschaulichung abstrakter Sachverhalte (bei Jean Paul: der eindeutig gerichteten „Verkörperung“ von Geistigem) dienen.³⁴ Als Veranschaulichungen sind Metaphern sogar bemerkenswert erfolglos. Mit Kant in einen philosophischen Jargon übersetzt, würde Veranschaulichung das Begeben einer passenden Anschauung, also „Konstruktion“ im Kantischen Sinne, bedeuten. Normalerweise stellt eine solche Veranschaulichung überhaupt kein Problem dar, auch wenn sie bei empirischen Begriffen nicht erschöpfend ausfallen kann. Die Metapher leistet diese Veranschaulichung aber gerade nicht; typische Metaphern verstoßen gerade gegen einen erwarteten Kontext und können deshalb sicher nicht die passende Anschauung begeben, und auch in Schellings Gleichsetzung von Begriff und Anschauung dient die Anschauung nicht einfach dazu, einen vorgegebenen Begriff adäquat umzusetzen. Konsequenterweise sind Metaphern sogar nicht einmal notwendig anschaulich: Man kann Frauen konkret als Blumen oder abstrakt als Rätsel oder Wunder bezeichnen. Unanschauliche Metaphern finden sich immer wieder gerade in philosophischen Kontexten, so wenn man mit Hegel in der Blüte den „Widerspruch“ der Knospe erblicken kann:

Sie [die Meinung, P. Z.] begreift die Verschiedenheit philosophischer Systeme nicht so sehr als die fortschreitende Entwicklung der Wahrheit, als sie in der Verschiedenheit nur den Widerspruch sieht. Die Knospe verschwindet in dem Hervorbrechen der Blüte, und man könnte sagen, daß jene von dieser widerlegt wird, eben so wird durch die Frucht die Blüte für ein falsches Daseyn der Pflanze erklärt, und als ihre Wahrheit tritt jene an die Stelle von dieser.³⁵

³³ Novalis, *Lehrlinge*, S. 101.

³⁴ Signifikanterweise spielt bei Schelling der Terminus „Vergeistigung“ eine sehr viel größere, insbesondere auch naturphilosophische (vgl. z. B. Schelling, *System*, S. 30) Rolle als die gegensinnigen Begriffe von Verkörperung (letzterer nur sporadisch im Zusammenhang mit Kunst und Religion); auch wenn Schelling im *Bruno* von der „Körperwerdung“ der Ideen im „sichtbaren Universum“ spricht (Schelling, *Bruno*, S. 260), geht es zuerst darum zu zeigen, daß das Anschauen selbst differenzfrei ist, also nicht – wie bei Jean Paul – um eine individuell kreative Übertragung in einen andersartigen Seinsbereich.

³⁵ Hegel, *Phänomenologie*, S. 10.

Nichts hindert, solche Prädikationen abstrakter Begriffe in konkreten Kontexten – eingeführt durch den immer wieder metaphorntypischen Hinweis „man könnte sagen“ – als metaphorisch zu bezeichnen, und Hegel spielt in der zitierten Passage offensichtlich damit, daß er die anschauliche Metapher organischen Wachstums im nächsten Satz unmittelbar ihrerseits metaphorisch durch ein unanschauliches logisches Vokabular darstellt.

Hegels Metapher der Blüte und seine metaphorische Darstellung von Blüten schließen den Bogen zurück zur Blumenmetapher. Angewendet auf die Metapher selbst, komprimiert diese Metapher nochmals, in zwei deutlich unterschiedenen Verwendungsweisen desselben metaphorisch eingesetzten Terminus, die angedeuteten Differenzen zwischen einer idealistischen (bei Schelling und Novalis) und einer realistischen Sicht (bei Jean Paul) der Metapher. Im *Blüthenstaub* kann Novalis mit voller Überzeugung die Auffassung vertreten, die realistischen Kritikern (wie eben Jean Paul!) immer Stein des Anstoßes war: „Die Gedanken verwandeln sich in Gesetze“.³⁶ Dies vollzieht sich, so Friedrich Schlegel in einem ergänzenden Fragment, in der Philosophie in Formulierungen, „von denen man immer nicht weiß, ob man sie schön oder witzig nennen soll“: Solche Formulierungen seien die „Blüthen der Philosophie“.³⁷

Jan Urbich (Jena)

Darstellung und Reflexion

Zu Friedrich Schlegel und Walter Benjamin

I. Einleitung

Bekanntlich sind *methexis* und *mimesis* die beiden Pole, zwischen denen sich Platon am Beginn des abendländischen Nachdenkens über das Verhältnis von Sein und Repräsentation positioniert: in Bezug auf die ästhetische Darstellung mit deutlicher Tendenz zu deren doppelt ontologischer Abwertung als bloße Reflexion der sinnlichen Oberfläche der Phänomene. *Methexis* und *mimesis*, oder pointiert formuliert: Teilhabe und ‚Teilung‘ sind auch noch die Scharniere, an denen die Diskussion um das Problem des Reflexionsbegriffes, dessen Funktionsweise noch deutlich an das platonische Paradigma der Repräsentation rückgebunden bleibt, um 1800 befestigt ist. Jetzt stellt sich allerdings bewußtseinstheoretisch die Frage, inwieweit Reflexion imstande ist, Darstellung zu sein – Darstellung des Ich nämlich. Bewußtsein an sich und dessen Steigerung im mentalen Vorgang der Reflexion können, so die einhellige Meinung zumindest der frühidealistischen Diskurse, die performative *Einheit* des Selbst aus ihrem Konstruktionsplan heraus gerade nicht erklären.¹ Der Einheitsgrund des ‚Absoluten‘ als die jeder Relation entzogene Identität (so Schelling, Novalis, Schlegel, Hölderlin und Jacobi) könne nicht durch die trennende und vergegenständlichende Reflexion bzw. die ihr nachgeschaltete erneut *hergestellte* und deshalb qualitativ veränderte Identität

³⁶ Novalis, *Blüthenstaub*. In: Ders., *Schriften*, Bd. 2, hg. v. R. Samuel, Stuttgart 1981, Nr. 22, S. 421.

³⁷ Abgedruckt in Novalis, *Blüthenstaub*, S. 417; zur Kategorie des Witzes vgl. G. Gabriel, Der ‚Witz‘ der reflektierenden Urteilskraft. In: F. Rodi (Hg.), *Urteilkraft und Heuristik in den Wissenschaften. Beiträge zur Entstehung des Neuen*, Weilerswist 2003, S. 197-210.

¹ Dies ist ausführlich dargestellt bei M. Frank, *Einführung in die frühromantische Ästhetik*, Frankfurt a. M. 1989, bes. S. 231ff. sowie bei W. Menninghaus, *Unendliche Verdopplung. Die frühromantische Grundlegung der Kunsttheorie im Begriff absoluter Selbstreflexion*, Frankfurt a. M. 1987, bes. S. 72ff.